

**Hilke Elsen.** 2008. *Phantastische Namen. Die Namen in Science Fiction und Fantasy zwischen Arbitrarität und Wortbildung* (Tübinger Beiträge zur Linguistik 509). Tübingen: Gunter Narr. 210 S.

Friedhelm Debus

Universität Kiel  
Germanistisches Seminar  
Leibnizstraße 8  
D-24118 Kiel

Die literarische Onomastik, die sich mit Namen in der „schönen“ (belletristischen) Literatur beschäftigt, hat sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als besonderer Zweig der herkömmlichen, wesentlich auf die reale Namenwelt bezogenen Namenkunde etabliert. Wie sehr sich diese Forschungsrichtung national und international entfaltet hat und weiterhin entwickelt, zeigen z. B. der regelmäßig im Dreijahresrhythmus stattfindende „International Congress of Onomastic Sciences (ICOS)“ oder der ganz diesem Themenbereich gewidmete Jahrgang 40 (2005) des *Journal of the Inter-*

*national Council of Onomastic Sciences – ONOMA*. Es geht bei diesen Namen einerseits um fiktive („erfundene“), andererseits um fikionalisierte, in den literarischen Text eingebundene real existierende („gefundene“) Namen.

Das vorliegende Werk fügt sich in diesen Kontext in spezieller Weise ein insofern, als es sich auf Grund des besonderen Untersuchungsmaterials hauptsächlich um fiktive Namen handelt. Die Autorin, die sich gleich im ersten Satz als „langjähriger Science Fiction- und Fantasy-Fan“ bekennt (S. 9), charakterisiert schlüssig diese häufig unterschiedlich definierten literarischen Genres:

„Die thematische Ausrichtung von Science Fiction und Fantasy kann heute grob umschrieben werden als das, was vielleicht sein wird (SF), und das, was nicht sein kann (Fantasy). Gemeinsam ist ihnen, dass die Geschichten rein fiktiv sind und so in der gegenwärtigen Realität nie stattfinden können. SF erhebt den Anspruch des prinzipiell Möglichen [...]. Fantasy setzt bewusst die Regeln der Realität außer Kraft. [...] Beide versprachlichen [...] ungewöhnliche Inhalte. Die Texte handeln von unbekanntem Figuren, Orten und Dingen, was zu einer ausgeprägten und speziellen Namengebung führen muss, einerseits, um die Referenten zu benennen, andererseits, um den Verfremdungseffekt zu intensivieren.“ (S. 26f.)

Die Namengebung in diesen Texten ist außerordentlich vielgestaltig und dokumentiert die ungewöhnliche Kreativität der Autoren. Die Regeln der Wortbildung mit all ihren Möglichkeiten werden sowohl extensiv genutzt als auch erfindungsreich durchbrochen. Sie sind „zwischen Arbitrarität und Wortbildung“ angesiedelt, wie es im Buchtitel heißt. Das zeigt sich nicht nur in den Namen, sondern auch in den zahlreichen nicht selten Namencharakter tragenden Kunstwörtern. Man spürt allenthalben die Begeisterung der Verfasserin, mit der sie ihr Thema behandelt und zugleich kompetent die sprachlichen Analysen durchführt. Die Struktur der Namen mit Bezug zu ihrer Referenz und die möglichen lautsymbolischen Aspekte spielen dabei eine wichtige Rolle. Die „Leitfrage“ ist: „Gibt es Zusammenhänge zwischen dem Bau eines Namens und der Referentengruppe?“ (S. 11).

Die Autorin hat ihre Arbeit klar in drei Hauptteile gegliedert: (I) Die „Einführung“ behandelt im ersten Kapitel „Einleitung“ an Beispielen, was eigentlich phantastische Namen sind, beschreibt Gegenstand und Ziel der Untersuchung sowie die Materialgrundlage. Bücher und Aufsätze wurden aus der vorhandenen Fülle in gezielter Auswahl zugrunde gelegt, Filme, Comics oder Hörspiele ausgeschlossen. Die „Belegtexte“ sind im Anhang II (S. 197-200) alphabetisch mit ihren Abkürzungen zusammengestellt. Aus den systematisch gesammelten und je gesondert tabellarisch erfassten Lexemen (Namen und Kunstwörtern) hat die Verfasserin insbesondere diejenigen über Wortbildung und Wortschöpfung entstandenen untersucht. Ein besonderes Problem ergab sich für die notwendige Kategorisierung der Objekte und Figuren. So ließ sich die Unterscheidung zwischen Stadt und Dorf nicht beibehalten oder bei den menschen- und tierartigen Wesen mussten besondere Spezies kategorisiert werden.

Im zweiten Kapitel „Theoretische Grundlagen“ werden zunächst kurz Lexikologie und Onomastik in ihren Grundzügen mit Bezug auf die Besonderheiten des Untersuchungsgegenstandes vorgestellt, sodann wird zur Klassifikation und Funktion literarischer Namen im Spiegel vorhandener Sekundärliteratur die eigene Position deutlich herausgearbeitet (wobei besonders die klangsymbolischen Namen im Vordergrund stehen); schließlich bespricht die Verfasserin auf Grund eigener Vorarbeiten zu Neologismen die verschiedenen benutzten Termini der Wortbildung (Komposition/Wortgruppenbildungen, Derivation, Affixoidbildungen, Kurzwörter/Kürzungen, Kontamination, Wortschöpfungen/Kunstwörter). Das dritte Kapitel bietet einen „Literaturüberblick“ hinsichtlich der bereits skizzierten literarischen Gattungen, der Vielfalt der Autoren und Werke, wobei bewusst keine Aussage zur oft bemängelten Qualität (Seriosität) der Werke vorgenommen wird, ferner zu Untersuchungen von englischen, französischen und deutschen Lexemen. Bei diesen Namen und Neologismen spielt v. a. der Verfremdungsaspekt eine wichtige Rolle bzw. bei fehlenden Bedeutungsinformationen die jeweilige Klanggestalt.

Im Zentrum der Arbeit steht der umfangreiche Hauptteil (II), der sich der „Struktur der literarischen Namen“ widmet. Hier wird in einem ersten Kapitel „Wahl und Entstehung“ dieser Namen nachgegangen und, auch an Hand von Autorenaussagen, gezeigt, wie wichtig für die Autoren der Namengebungsakt ist. Das ist auch durch Befragungen von Autoren anderer literarischer Gattungen ermittelt worden, wobei interessanterweise hier wie dort betont wird, der Name müsse zur jeweiligen Figur „passen“, was immer das konkret heißen mag. Auf jeden Fall spielt bei der wohl eher „intuitiv“ erfolgenden Namengebung in der Phantasiewelt der Klangeffekt eine entscheidende Rolle. Dem geht die Verfasserin im zweiten Kapitel „Lautsymbolik“ nach. Diesem wenig systematisch untersuchten und von subjektiven Einschätzungen geprägten Bereich nähert sie sich mit der gebotenen Vorsicht, kann aber doch nachvollziehbar von „einigen grundlegenden Tendenzen“ (S. 45) sprechen. Dem widmet sie auch ihre Aufmerksamkeit im detailliert die Wortbildungsarten behandelnden Kapitel „Wortbildung der Namen“. Es zeigt sich, dass reguläre Wortbildungen insbesondere bei komplexen Formen zahlreiche Übergänge zu Wortschöpfungen aufweisen. Dabei werden die Regeln der deutschen Sprache gelegentlich bewusst missachtet, wenn z. B. schwer oder kaum aussprechbare Lautkombinationen zum Zweck der Verfremdung vorgenommen werden. Die Untersuchung konnte eine deutliche „Systematik in Bau und Gebrauch der phantastischen Namen“ nachweisen (S. 67), dass also Kunstwörter/-namen nicht beliebig verwendet werden. Die Frage allerdings, ob diese Gebilde auch willkürliche Formen aufweisen, ist damit (noch) nicht beantwortet.

Das untersucht die Autorin in Kapitel 4 „Kunstwörter“. Dabei zeigt sich, dass eindeutig lautnachahmende Beispiele selten sind, wohl aber Wortspielereien mannigfacher Art begegnen. Ein letztes aufschlussreiches Kapitel

widmet sich den „Gestalten“, also z. B. weiblichen Figuren, bösen oder gutmütigen Wesen, klein-harmlosen Geschöpfen oder Magiern und Zauberern. Dabei spielen Merkmale wie ‚mensenähnlich‘ oder ‚fremdartig‘ eine für die Namengebung richtungweisende Rolle. Bestimmte Assoziationen sollen hervorgerufen werden, wozu die Autoren systematisch und sorgfältig vorgehen, wie Befragungen ergaben. Die genauere Analyse hat die Verfasserin zum Ergebnis geführt: „Die Lautstruktur geht einher mit bestimmten Eigenschaften der Wesen und bewirkt oder forciert bestimmte Assoziationen wie [BÖSE] und [GEFÄHRLICH]“ (S. 81). So ist z. B. *Aikar Brazoragh* einer der Anführer der brutal-bösartigen Orkstämmen.

Der letzte Teil (III) fragt nach der „Wirkung der Namen“. Hier wird zunächst konstatiert, dass für die verschiedenen Lebewesen unterschiedlich konstruierte Namen verwendet werden, z. B. für weibliche Figuren solche mit der Endung *-a*, während für die fremdartig-bösen Gestalten Namen mit ungewöhnlichen Lautkombinationen begegnen, wobei Zischlaute oder un schön klingende velare Konsonanten benutzt werden. Es zeigt sich ferner, dass die gelegentlich zitierten Textäußerungen solche typischen Konstruktionen widerspiegeln, was die Verfasserin in einem „Exkurs: Kunstsprachen“ darlegt. Besonders aufschlussreich sind schließlich die in Kapitel 2 referierten „Rezipientenbefragungen“. Drei Erhebungen bei Studenten und älteren Erwachsenen zur Einschätzung bestimmter Namen mit Bezug zu möglichen Namenträgern mit bestimmten Eigenschaften ergaben aufschlussreiche Ergebnisse:

„Die Probanden urteilten [...] im Sinne der Autoren, obwohl ihnen die textuellen Zusatzinformationen nicht zur Verfügung standen. Die Namen der gefragten Charaktere wurden aufgrund der lautlich-graphischen Struktur und im Vergleich mit den restlichen Namen erkannt. Diese Ergebnisse sollen aber nicht als Beweis für die Existenz von Lautsymbolik allgemein verstanden werden, denn Daten und Untersuchungen reichen dafür nicht aus. Aber die Deckungsdichte zwischen Autorenintentionen und Rezipientenantworten ist hoch genug, um daraus ernstzunehmende Tendenzen zu erkennen. Es gibt, zumindest ansatzweise, Informationen, die bei den Kunstnamen über Lautmuster vermittelt werden. Das gilt selbstverständlich nicht für etablierte Wortschatz- bzw. Namenbereiche“ (S. 104f.).

Sieht man sich die große Fülle der Namen an, wie sie die Verfasserin systematisch mit Bezug auf die zahlreichen Referentengruppen im Anhang I zusammengestellt hat (S. 117-195), so sind die zitierten Ergebnisse ohne weiteres nachvollziehbar. Weniger akzeptabel erscheint jedoch die im letzten Satz als „selbstverständlich“ bezeichnete Feststellung. Erinnerung sei nur an die Onomatopöie und nicht zuletzt an das, was unter dem Begriff *Namenphysiognomie* bekannt ist und z. B. in den auch im Literaturverzeichnis genannten Arbeiten von Gerhard Eis (1970), Reinhard Krien (1973) oder Torsten Hartmann (1984) beschrieben wurde. Insbesondere bei Vornamen ist ja die umgangssprachliche Kennzeichnung „sympathisch : unsympathisch“ geläufig, was bei der Namengebung eine erhebliche Rolle spielt. Befragungen haben

übereinstimmend ergeben, dass in der Neuzeit das Motiv ‚wohlklingend‘ für die Namengebung am häufigsten genannt wird. Sehr lesenswert als Ergänzung sind im Übrigen die in Anhang III zitierten „Autorenreaktionen“, die auf Anfrage durch die Verfasserin Einblicke in Motive und Überlegungen zur Namengebung enthalten.

Die Autorin rundet den Analyseteil mit einer knappen Zusammenfassung ihrer Ergebnisse und einem die künftige Forschung skizzierenden „Ausblick“ ab. Es geht dabei um die grundsätzliche Frage, inwieweit über die Beschreibung von festen grammatischen Strukturen bzw. Regeln hinausgehend auch Rand- und Ausnahmerecheinungen der sprachlichen Wirklichkeit sinnvoll in einem Modell erfasst werden können. Das betrifft die althergebrachte Dichotomie von *langue* und *parole*, wozu die Autorin richtungweisende Überlegungen anstellt. Mit ihrer lesenswerten Arbeit hat Hilke Elsen nicht nur einen namenkundlich, sondern auch allgemein linguistisch wichtigen Beitrag geleistet.

#### Literatur

- Eis, Gerhard. 1970. *Vom Zauber der Namen. Vier Essays. Enth.: 1. Tests über suggestive Personennamen in der modernen Literatur und im Alltag. 2. Rufnamen der Tiere. 3. Über die Namen im Kriminalroman der Gegenwart.* Berlin: Erich Schmidt.
- Krien, Reinhard. 1973. *Namenphysiognomik. Untersuchungen zur sprachlichen Expressivität am Beispiel von Personennamen, Appellativen und Phonemen des Deutschen.* Tübingen: Max Niemeyer.
- Hartmann, Torsten. 1984. *Untersuchung der konnotativen Bedeutung von Personennamen. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Psychoonomastik mit Hilfe eines konzeptspezifischen semantischen Differentials* (Kieker Beiträge zur deutschen Sprachgeschichte 7). Neumünster: Wachholtz.